Leseprobe aus:

ISBN: 978-3-498-05810-4
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Andreas Baum

Wir waren die neue Zeit

Roman

Rowohlt Hundert Augen

1. Auflage Oktober 2016
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Satz aus der FF Franziska, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 498 05810 4

Wir waren die neue Zeit

Inhalt

Eins.
Zwei.
Drei.
Vier.
Fünf.
Sechs.
Sieben.
Dank

Eins.

Ich weiß auch nicht, wo Martin eigentlich herkam. Er wird wohl zum weiteren Kreis der Leute aus der Vier gehört haben. Technikfreaks, TU-Studenten, Schwarzfunker. Die haben uns während der Mainzer-Straße-Räumung das alte Ost-Röhrenradio so eingestellt, dass wir den Polizeifunk abhören konnten. Später sollen sie bei denen allerlei Zeug gefunden haben, Kabel, Chemikalien, alte Autobatterien. Hieß es. Aber ich halte das für Quatsch. Schon möglich, dass sie das im Haus hatten. Aber sicher nicht zum Bombenbauen. Das wäre viel zu unsubtil gewesen für die Leute aus der Vier, die auf dem Plenum immer so geprahlt haben mit ihrer technischen Intelligenz und dass man damit weiter kommt als wir Studenten mit unserer Hirnwichserei. *Ihr labert hier ewig über Gramsci und Foucault, und draußen stehen die Faschos mit Brandbomben vor der Tür*.

Das waren die einzigen unter den Hausbesetzern, die wirklich mit Technik umgehen konnten und die das auch getan haben. Die Lichtschranke an der ersten Tordurchfahrt, als Alarmanlage wegen der ständigen Angriffe der Hooligans. Die Sprechverbindung mit dem Querhaus, die Kabel quer durch den Hof, das haben alles die Leute aus der Vier konstruiert, und für so was hatten die immer jede Menge Material im Haus.

Ich gebe zu, dass ich zumindest die beiden Wortführer von denen am Anfang für Spitzel gehalten habe. So wie die mich unter Garantie auch unter Verdacht hatten. Später habe ich meine Meinung geändert und angefangen, sie zu mögen. Ein bisschen elitär waren sie, wie wir alle eben. Heute, nach all den Jahren und nach allem, was passiert ist, würde ich dagegen wieder sagen, dass einer von denen der V-Mann gewesen ist. Oder die V-Frau. Dass mindestens einer nicht nur mal gepetzt hat, unter Verhördruck, bei einer von den ED-Behandlungen nach der Mainzer-Straße-Räumung, das hätten ja alle verstanden, sondern wirklich eng mit den Bullen zusammengearbeitet hat.

Aber Martin war das sicher nicht. Dazu war er viel zu auffällig. Gerade weil er sich so anders anzog als die anderen, er hatte keine gefärb-

ten Haare und zerrissenen Klamotten und auch kein Metall im Gesicht. Kam insgesamt ziemlich bürgerlich daher. Ein Spitzel sieht niemals aus wie ein Spitzel. So viel hatten wir verstanden.

Er war kein Student, wie wir im Hinterhaus, und er tat auch nicht so, als wäre er Künstler, wie die im Querhaus. Er arbeitete in einer Spedition. Ausbildung zum Speditionskaufmann. «Im Prinzip können wir alles transportieren», hat er immer gesagt, «überallhin.» Theo war in Kuba aus dem Fenster gefallen und lag im Koma, und alle hingen in den schweren Sesseln in der großen Küche und diskutierten und stritten, was nun zu tun war, denn einerseits war klar, nach den kryptischen Botschaften, die von Danuta gekommen waren, dass er eine bestimmte Medizin für sein Gehirn brauchte oder ein effektives Kontrastmittel oder beides, damit die kubanischen Ärzte den genauen Grad seiner Verletzung feststellen konnten. Andererseits hätte das bedeutet, dass wir den kubanischen Ärzten nicht vertrauten, und das hätte nicht weniger als einen Glaubenskrieg hervorgerufen, galt doch im Haus der Grundsatz, dass Kuba, bei aller Kritik, ein vorbildliches Gesundheitssystem hatte.

Dann wiederum, und ich glaube, es war Rachel, die das eingeworfen hatte, war es ja auch möglich, dass das besagte Kontrastmittel in Havanna nur deshalb nicht zur Verfügung stand, weil es wegen des Embargos der Vereinigten Staaten nicht hergestellt werden konnte. «Ein Embargo, das die Insel seit fast dreißig Jahren in Fesseln bindet und ihr die Lebensenergie abschnürt», rief sie, woraufhin Martin aufstand und sagte: «Ich kann euch das Mittel da hinschicken.» Mit leiser Stimme, aber in dem bestimmten, begründet stolzen Ton eines Menschen, der aus tiefer Überzeugung weiß, was er tut, und tut, was er sagt.

Martin sprach sonst nicht im Plenum. Noch weniger als ich. Und dazu gehörte einiges, denn ich bekam die Zähne nie auseinander, wenn im Gemeinschaftsraum das große Wort geführt wurde. Martin schwieg, war aber trotzdem bei jeder noch so kleinen Zusammenkunft dabei, es war ihm offenbar wichtig, alles mitzukriegen.

Jetzt hatte er aber ausnahmsweise mal was gesagt, und niemand widersprach ihm. Nicht einmal Tobias, der Arzt im Praktikum, der es verstand, jede Diskussion zu seinen Gunsten zu lenken, vielleicht weil er,

zusätzlich zu seinen medizinischen Studien, den Kapitalkurs belegt hatte, in dem fächerübergreifend Marx gelesen wurde.

Selbst Tobias jedenfalls, der immer einen Einwand hatte und am liebsten über die linke Flanke spielte, wollte Martin nicht widerlegen, obwohl er bestimmt Gründe genug gefunden hätte. «Wir müssen die Sache dialektisch angehen», das war sein Standardspruch, den er nur dann nicht anbrachte, wenn die Handwerker aus dem Querhaus mit am Tisch saßen, die einfach wussten, wie man einen Wanddurchbruch machte oder wie man ein mit gefrorener Scheiße verstopftes Fallrohr wieder frei bekam, und die ihm einmal, als er wieder anfangen wollte, die Sache dialektisch zu sehen, kurz und bündig das Wort abschnitten und sagten: «Halt einfach's Maul, Tobias.»

Genau wie damals schwieg Tobias auch jetzt, weil er eins im Haus gelernt hatte, was ihm dort, wo er herkam, niemand hatte beibringen können: dass der Stolz eines Handwerkers unantastbar ist.

Das stand nicht bei Karl Marx. Aber Tobias hatte es nach und nach verstanden und war deshalb vorsichtig geworden. Er nickte nur, woraufhin auch die anderen aus dem Seitenflügel nickten, und damit war die Sache beschlossen. Martin war also vom Plenum beauftragt, ein Päckchen mit Kontrastmittel in ein Krankenhaus nach Havanna zu transportieren, über die Meere hinweg, wo Theo unter Palmen ganz langsam erwachte und bald erste Worte sprach, wie ein Kind. Da blickten die Frauen zum ersten Mal bewundernd auf Martin, und die wortgewandten Autonomen ließen ihn gewähren, ihn, den kleinen Lehrling aus Ludwigsburg oder Backnang.

Das erste Mal, als er in der Tür stand, war ich mir sicher, dass er sich mit der Adresse geirrt hatte oder nur was abgeben wollte, denn so bieder und durchschnittlich, wie der daherkam, konnte er keiner von uns sein. «Ich bin der Freund von Marlene», sagte er, als wäre das die Eintrittskarte, und das war sie auch. Bei anderen, insbesondere wenn jüngere Frauen bei uns wohnen wollten, wurden Hürden und Hindernisse aufgebaut: Erst mal müsst ihr beweisen, ob ihr politisch auch ein Bewusstsein habt, das kann man nicht einfach behaupten, man muss es gemeinsam erfahren, mit den anderen, bis dahin seid ihr auf Probe hier,

sechs Wochen, oder sagen wir zwölf, und danach werdet ihr vom Plenum geprüft.

Mir wäre es ja egal gewesen, aber die Frauen wollten es so. Bei Martin jedenfalls gab es keine Gewissensprüfung und keine Probezeit.

Bei Marlene, seiner Freundin, war das noch völlig anders gewesen: Als sie nach der Probezeit vors Plenum musste, um zu hören, ob sie würdig war zu bleiben, zitterte sie vor Aufregung, obwohl erst mal keiner Einwände gegen sie hatte. Bis dann Wenzel dran war, der allerdings immer an allem herumnörgelte und der sich als Einziger zu sagen traute, was die meisten Männer dachten. «Ich finde Marlene langweilig», sagte er, und ich bewunderte ihn für seinen Todesmut. Wenzel Neumann, der mein Freund war, bis ich ihn für immer verlor.

«Ich will nicht, dass du das sagst», schrie Nele sofort, die nach einem Intermezzo als politische Lesbe seit einigen Monaten mit Wenzel zusammen war. Die beiden hatten sich, notorisch schlaflos, frühmorgens in der unteren Küche näher kennengelernt und ihre Beziehung anfangs geheim gehalten, bis Nele das Versteckspiel zu viel wurde und sie den Status als politische Lesbe aufgab. Gegen Wenzel war einiges einzuwenden, ein Macho aber war er beim besten Willen nicht, außerdem hatte Nele ihn im Griff, nicht nur körperlich, sie war einen Kopf größer als er, sondern auch diskursiv, sie fuhr ihm über den Mund, wenn er rumprovozieren wollte, so wie jetzt. Kerstin dagegen, streng und unbeugsam wie immer, hatte nach Wenzels Bemerkung das Plenum verlassen, demonstrativ, gewalttätig fast.

Und Rachel und ich versuchten, den Streit der anderen zu schlichten. Dabei taten wir so, als wäre nichts zwischen uns. Dass wir uns in den Diskussionen so oft einig waren, muss aber doch aufgefallen sein.

Ich redete auf die Leute ein und versuchte zu verhindern, dass noch mehr von ihnen aus Protest rausrannten, und Rachel tat dasselbe. Mit dem Tumult jedenfalls, der jetzt entstand, war Marlene angenommen, ohne dass über die Argumente gegen sie noch diskutiert worden wäre. Sie hatte von nun an sogar einen Bonus und konnte ihren Freund Martin, den sie irgendwann bei den Leuten in der Vier kennengelernt hatte, ohne weitere Debatte aus Süddeutschland nach Berlin holen.

Bei seinem Einzug habe ich die Kisten getragen. Richtige Umzugskisten, sorgfältig zusammengefalzt und beschriftet. Lieferwagen von Robben & Wientjes in den Hinterhof, dann vier, fünf Leute, Kette bilden. Danuta stand an der Treppe und rauchte und schimpfte: «Was du da alles mit dir rumschleppst.» Martin schwieg, wie meistens, und achtete darauf, dass die Kette im Treppenhaus eng genug war. Dass keine seiner Umzugskisten in den Dreck fiel und sie immer so angefasst wurden, dass ‹oben› oben blieb. Dass sie in seinem Zimmer, das er vorher sorgfältig mit einem ätzenden Reiniger ausgewischt hatte, in der richtigen Ordnung, die nur er kannte, aufgestapelt wurden.

Danuta dagegen hatte außer dem Bett nur einen einzigen Einrichtungsgegenstand in ihrem Zimmer: ein blau kariertes Hemd, das an einem Bügel an der Wand hing, aus grobem Zwirn und groß genug für sie. Ihre Zigarettenasche ließ sie immer auf den Boden fallen, nicht nur in ihrem Zimmer, sondern auch in der Küche und an jedem anderen Ort auf der Welt. «Nichts ist so sauber wie Asche», das war ihr Standardspruch, wenn jemand auch nur versuchte, etwas dagegen zu sagen. Umso komischer, dass sie Martin später verteidigt hat, als herauskam, was er getan hatte. Anfangs jedenfalls war sie immer gegen ihn gewesen: Spießer, Contra, wenn ich den schon sehe. *Spacko*.

Ich habe damals zwölf Umzugskisten gezählt, Wenzel sogar vierzehn. Martins Klamotten dürften in eine einzige Kiste gepasst haben, er trug sowieso immer das Gleiche: Schwarze Jeans, bunter Pulli, im Sommer ein Poloshirt, und wenn die anderen über ihn spotteten im Hinterhof, hörte Martin einfach weg. In einer weiteren Kiste waren seine Bücher, vor allem Bauanleitungen und Fachzeitschriften. Alle anderen Kisten waren gefüllt mit dem einen Gut, für das Martin alles geopfert hätte: seine mehrere tausend Stück umfassende Sammlung alter und neuer Wiking-Autos, seine eigentliche Liebe.

Angeblich ist sie einmal die größte ihrer Art in Baden-Württemberg gewesen, worauf er ziemlich stolz war. Er redete aber nur in Ausnahmefällen über seine Autos, und nur, wenn wir beide unter uns waren, weil ihn die Punks aus dem Querhaus, die ihn sowieso gern grölend auslachten, sonst noch weniger respektiert hätten.

Gleich am Tag seines Einzugs baute er die Glasregale auf und füllte sie mit den streichholzschachtelgroßen Plastikautos. Seine liebsten Modelle wurden auf dem Schreibtisch platziert: der Mercedes-Benz LP 1317 Koffer LKW, Maßstab 1:87, die Borgward Isabella als Polizeiauto, und natürlich, auf dem Ehrenplatz an der Kopfseite seines Schreibtisches, der VW Käfer 1200. Als ich mir seine Sammlung zum ersten Mal ansah, zeigte er mir eines seiner ganz besonders seltenen Stücke: den Mercedes L 1113 Polizei-Wasserwerfer, noch in Blau statt in Grün.

Martin und Marlene wurden das Vorzeige-Liebespaar im Haus. Hätten wir eine Hochglanzbroschüre von unserem Leben machen wollen, um unsere verängstigten Nachbarn zu beruhigen, oder hätten wir nach einem faschistischen Putsch, mit dem wir ja alle irgendwie rechneten, eine neu geschaffene Sittenpolizei davon überzeugen müssen, dass wir auf dem besten Wege in die neue Bürgerlichkeit waren, wären die beiden ein gutes Beispiel gewesen.

Wenn er sich morgens fertig machte, so früh, dass die Punks im Querhaus noch wach waren, ihren letzten Joint am Fenster rauchten oder mit den Schwulen aus dem Tuntenhaus rumhingen, stand sie mit ihm auf und setzte ihm seinen Kaffee auf: Konstantin will sogar beobachtet haben, wie sie ihm Brote schmierte, für die Mittagspause. Martin arbeitete in einer Spedition in Reinickendorf, mit der U-Bahn vom Rosenthaler Platz keine zwanzig Minuten, sieben Uhr Arbeitsbeginn, neun Uhr Frühstückspause, zwölf Uhr Mittagspause, sechzig Minuten, nicht länger, und er aß seine Brote am Schreibtisch, vor sich den neuesten Wiking-Katalog. So ähnlich stellte ich mir das vor.

Wenn Martin gegen halb fünf Uhr nachmittags nach Hause kam, wartete Marlene schon im großen Gemeinschaftsraum, der aus zwei durchgebrochenen Wohnungen im ersten Stock bestand. Und sie hatte ihm sein zweites Mittagessen zubereitet: immer vegetarisch und offiziell für alle, und wenn eine der Frauen aus dem Hinterhaus gerade eine Abtreibung hinter sich hatte, achtete Marlene darauf, dass die Eintöpfe eisenhaltig waren: Linsen, Spinat und rote Beete, aber niemals Fleisch.

Konstantin kam um die gleiche Zeit aus der Fabrik, und seit Marlene kochte, lief er immer direkt nach Hause und hing nicht noch stundenlang im Querhaus herum. «Das Einzige, was fehlt, ist Fleisch», war

Konstantins Standardkommentar zu Marlenes Küche, und das war von ihm, der seine Mahlzeiten nie ohne Motzen aß, als Lob zu verstehen.

An den Abenden hing Martin auf seinem Zimmer herum. Von der Remise aus konnten wir ihn sehen, wenn wir Wache schoben, um früh genug die Faschos zu bemerken, falls sie es doch gewagt hätten, den mit siebzig Linken voll besetzten Komplex zu stürmen. Martin saß oft bis Mitternacht da und klebte seine Autos zusammen. In den wenigen Monaten seiner Zeit bei uns wuchs seine Sammlung um mehrere Dutzend Stücke. Die Routine schien ihm zu behagen. Marlene bekochte ihn, tagsüber ging er arbeiten, und abends bastelte er an den Wiking-Autos. Der Geruch des Plastikklebers stand nun jeden Abend im Treppenhaus, im Winter mischte er sich mit dem miefigen Essensgeruch und dem Zigarettenrauch und den übleren Aromen, wenn mal wieder das Fallrohr geplatzt war.

Von ihm aus hätte wohl alles so bleiben können. Dann aber kam dieser Donnerstag im März, der alles änderte.

Die Tage waren wieder lang geworden, einige hatten schon aufgehört zu heizen. Die Braunkohle hing zwar noch in den Klamotten und in den tiefen dunklen Sesseln, der säuerliche Geruch der rotbraunen Ofenasche war aber nur noch in den unteren Stockwerken zu riechen, ganz oben wurde bei Sonne immer öfter das Fenster aufgemacht, und frühlingshaft weiche Luft strömte ins Haus. Ich hatte wieder den ganzen Tag am Hackeschen Markt im Café gesessen, um zu lesen, und weil mich eine unerledigte Seminararbeit nicht schlafen ließ, war ich früh dort hingegangen, gegen elf, im Haus konnte ich mich schon seit längerem nicht mehr konzentrieren. Außerdem hatte ich Literatur dabei, die unter Verdacht stand, Derrida vor allem und auch Bourdieu, den Heidegger versteckte ich in der Regel unter der Matratze. Es war sicherer, die Bücher außer Haus zu lesen, ich wollte nicht riskieren, zum Beispiel von Tobias damit erwischt zu werden, der etwas davon verstand.

Als ich zurückkam, war die Küche voll mit Leuten. Nicht alle gehörten ins Hinterhaus, auch die anderen Flügel hatten Delegationen geschickt oder waren gleich vollständig gekommen: spontanes Gesamtplenum.

In der Mitte des dicken Sofas, eingezwängt von Frauen, saß Daniela aus der Vier, kreidebleich.

«Daniela ist schwanger», sagte Kerstin, als ich reinkam und sie meine fragenden Augen sah.

«Weiß ich doch», sagte ich. Daniela lief schon seit einigen Wochen mit diesem verklärten Blick herum, der Termin für die Abtreibung war fest angesetzt, zwei Frauen aus dem Querhaus sollten sie begleiten, Marlene hatte bei den Türken am Gesundbrunnen frischen Spinat und mehrere Dosen Kichererbsen besorgt, und Daniela, die ja erst siebzehn war, war sichtlich stolz darauf gewesen, dass sie nun mit den älteren Frauen zumindest in einem Punkt gleichauf lag.

«Daniela will nicht mehr abtreiben», sagte Kerstin, leise und mit verhaltener Wut. Daniela war vom vielen Heulen ganz schwach, offenbar hatte sie sich ausgerechnet Kerstin für ihre Beichte ausgesucht. Jetzt sollte sie damit vor dem ganzen Haus heraus, und sie zögerte.

«Sie liebt den Typen, der ihr das Kind gemacht hat. Sagt sie.»

Aber auch das konnte nicht der alleinige Grund dafür sein, dass alle Besetzer in unsere Küche zitiert worden waren. Dann knallten die Türen, und Marlene rannte mit versteinertem Gesicht durch den Raum, hinauf in ihr Zimmer. Da wurde mir und den anderen sofort klar, was los war.

Martin und Daniela hatten miteinander gevögelt, nicht nur einmal, sondern ständig, notorisch, geplant, immer wieder. Heftig schluchzend stieß Daniela die Wahrheit in kurzen Sätzen heraus, Kerstin wiederholte laut, was sie zu sagen hatte. Zweimal pro Woche, wenn er sicher sein konnte, dass Marlene ihm nicht auf dem Weg in die Vier begegnete, war er in der Mittagspause aus seinem Büro weg, hatte sich in die U-Bahn gesetzt, zwanzig Minuten zum Rosenthaler Platz, in einem unbemerkten Augenblick rein ins Haus, die Treppen hoch, zu Daniela ins Bett, Sex, nie länger als zwanzig Minuten, dann schnell wieder rein in die Klamotten, zurück zur U-Bahn, um Punkt dreizehn Uhr wieder pünktlich am Schreibtisch zu sitzen. Montag und Donnerstag, das waren die Tage, und wenn sich die beiden sonst im Haus trafen, taten sie, als wäre nichts.

Bei aller Hast hatte die Aufteilung, Montag und Donnerstag, zwanzig zu zwanzig zu zwanzig, auch eine gewisse ebenmäßige Schönheit, sie

passte zu Martin. Einmal hatte er mir erklärt, woran man erkannte, dass der Speditionsweg einer Ware von, sagen wir, Hannover nach Toulouse oder von Oslo in die Tschechoslowakei, richtig geplant war, denn es gab viele Wege von A nach B. «Man erkennt die richtige Planung an ihrer Ästhetik», sagte Martin. «Ein Fahrplan, ein Warenweg, der genaue Ablauf eines Transports, das hat immer eine gewisse innere Balance, ein Gleichgewicht von Zeit und Raum. Du siehst sofort, wenn alles stimmt. Was passt, ist einfach schöner.»

Deshalb war nicht auszuschließen, dass er seine Mittagspausenaffäre – und wir Männer fragten uns feixend, ob und wann er seine Pausenbrote aß, und insgeheim bewunderten wir ihn für seinen Coup – so lange aufrechterhalten hatte, weil es eine derart elegante Lösung war. Dabei hatte er aber offensichtlich einiges doch falsch eingeschätzt. Beispielsweise, dass Frauen sich nicht sicher verplanen lassen, schon gar nicht, wenn man mit mehreren von ihnen zu tun hat. Und was es heißt, wenn ein siebzehnjähriges Ausreißermädchen wie Daniela behauptet, nicht verliebt zu sein. Das nämlich soll, wie wir später erfuhren, die Bedingung gewesen sein: nur Sex, keine Liebe, andernfalls sofortiger Affärenabbruch. Martin hatte kein Problem, sich an seinen Teil der Abmachung zu halten. Daniela dagegen war nicht nur verknallt, sondern begann dann auch noch, falsch zu rechnen, ob mit Absicht oder ohne, ließ sich nicht mehr feststellen, und die Schwangerschaft allein wäre kein Grund gewesen, die Tarnung auffliegen zu lassen. Dass aber Daniela dann plötzlich den angesetzten Abtreibungstermin platzenließ und ausgerechnet Marlene völlig umsonst den Eintopf mit der eisenreichen Kost aufzusetzen im Begriff war, vergrößerte den Druck auf Daniela so sehr, dass sie gestehen musste.

Seltsam nur, dass Marlene kein bisschen überrascht war, im Gegenteil, sie schien erleichtert, denn die mit zitternder Stimme vorgetragene, von Heulkrämpfen unterbrochene Nachricht, dass es nicht irgendein Typ aus der Auguststraße war, sondern ihr Freund Martin, der Daniela geschwängert hatte, klang zumindest plausibel. Für mich hatte Danielas Story vom schnellen Fick am Bauholzfeuer im Hof des Hauses in der Auguststraße, nach einer der Galerieeröffnungen mitten im Winter, die in der Regel schnell in Becksbierorgien mündeten, ohnehin et-

was konstruiert geklungen. Die Frauen hatten vermutet, dass es irgendein Typ aus Friedrichshain gewesen war oder einer von Danielas Leipziger Schulfreunden, nicht jedoch einer aus dem Haus und schon gar nicht der. So konnten wir uns jetzt zumindest erklären, warum Martin und Daniela in letzter Zeit nie gemeinsam in einem Raum gesehen worden waren: Sobald er kam, ging sie und umgekehrt, ein eigentlich höchst auffälliges Verhalten. Jetzt aber war die Zeit des Lügens vorbei, und plötzlich ergab alles wieder Sinn, in dieser knallhaften Klarheit lag für ein paar Minuten, solange der Schock anhielt, etwas Tröstendes, ein ozeanisches Gefühl breitete sich aus, das Wissen, das alles eine Ordnung hat, die Muskeln entspannen sich, der Geist ist still und konzentriert.

Was jetzt geschah, ist danach so oft im Haus erzählt worden, dass ich es bis heute bildhaft vor mir habe, und die anderen sicher auch. Mit der Ruhe einer Frau, die einen Entschluss gefasst hat, ging Marlene hinüber in den Nordflügel des Hinterhauses. Dabei kroch sie nicht durch den Durchbruch in Theos Zimmer im Vierten, sondern nahm den offiziellen Weg durch den Gemeinschaftsraum. Sie schritt geradezu majestätisch die geländerlose Treppe im Hinterhaus hinauf, kickte die blau lackierte Wohnungstür auf, die, wie alle Türen im Haus, unverschlossen war, und setzte sich in Martins Zimmer. Es war genau vierzehn Uhr, und ihr blieben noch gut zwei Stunden. Sie handelte gefasst und ohne Eile, es gab für sie jetzt keine Zeit mehr, sondern nur noch die Tat, und die war gerecht.

Da sie Martins Zimmer gut kannte, wusste sie, wo die olivgrüne, etwas fettige Werkzeugtasche lag, die sich zu einem Bündel zusammenschnüren ließ. Hier hob der Pedant alles auf, was nötig war, um seine kleinen Plastikautos zusammenzukleben: Pinzetten, kleine Hebel, Stechbeitel und Feilen, eine Zange, einen Mini-Lötkolben, eine Öllampe, eine Plastiksäge und einen kleinen Hammer, den Martin nur selten brauchte. Wenn, was die Ausnahme war, Metallteile aneinandergenietet werden mussten, konnte dies nur mit dem Hammer geschehen, meist bei Modellen von Arbeitsgeräten und Fahrzeugen aus der Landwirtschaft. So hatte Martin einen kompletten Handpflug im Maßstab 1 : 32 zusammengenietet, dessen Original bis in die siebziger Jahre hinein von Bauern im schweizerischen Jura benutzt worden war.

Marlene nahm den kleinen Hammer aus der Werkzeugtasche und legte zuerst eines der unwichtigeren Modelle auf den Schreibtisch, die verkratzte, aber sauber abgewischte Arbeitsfläche sollte ihr als Amboss dienen.

Die Firma Wiking hat es sich seit jeher zur Aufgabe gemacht, diejenigen Autos als Plastikmodelle herauszubringen, die besonders gut vom Lebensgefühl einer Epoche erzählen. So gibt es bei den von jungen Familien in den siebziger Jahren bevorzugten Wagentypen von Ford, Volkswagen und Opel eine starke, von der Mode beeinflusste Tendenz hin zu leuchtenden Farben, Apfelgrün, Mint, Himmelblau und natürlich Feuerwehrrot. Aber auch erdige Braun- und Ockertöne waren damals populär. Marlene begann mit einem Ford Escort, Baujahr 76, Maßstab 1:87, in leuchtendem Orange, setzte ihn auf Martins Schreibtisch und zerschlug ihn mit dem Nietenhämmerchen, bis sich große Teile des Wagens in Plastikmehl verwandelt hatten. Die Räder blieben intakt. Dann nahm sie die Reste, wischte sie mit den Handflächen zusammen und legte sie an die passende Stelle im Glasregal. Dabei ging sie sorgfältig und genau vor, ihr Zerstörungswerk sollte nicht als von Wut oder Kontrollverlust gesteuert erscheinen, der Eindruck, dass hier jemand ausgeflippt war, sollte vermieden werden. So achtete sie peinlich genau darauf, dass sich die zermahlenen Plastikteile nicht miteinander vermischten, jedes Häufchen bestand nur aus den Resten genau eines Modells. Und sie arbeitete sich systematisch durch die Sammlung. Nach den Mittelklassewagen der siebziger und achtziger Jahre ging es zu den etwas wertvolleren Kultfahrzeugen der Fünfziger und Sechziger, der Opel Admiral war ebenso darunter wie die frühen Mercedes Trapezwagen, der VW-Käfer kam gleich in mehreren Ausführungen unter den Hammer, den Opel Kapitän hatte Martin sogar in zwei Größen nebeneinanderstehen. Mit dem frühesten der Käfer, dem Typ 87, der noch für die Wehrmacht konzipiert worden war, begab sich ihr Pulverisierungskreuzzug in den Raum der historischen Fahrzeuge. Hier war die Sammlung besonders stark, insbesondere bei den frühen massentauglichen Automobilen, den Ford-Modellen T und A. Ihretwegen war Martin bei der süddeutschen Modellbaumeisterschaft mehrfach bis zum Schluss als Favo-

rit gehandelt worden. Sie alle wurden unter Marlenes wohlkalkulierter Wut zu Staub.

Weniger Arbeit machte sie sich mit den großen, teils aus Blech bestehenden Kopien von Lastkraftwagen, Motorkutschen, Droschken mit Lenkstange, Baggern, Raupen und den verschiedenen Militärfahrzeugen, Panzern, Jeeps, Motorrädern mit Beiwagen und Abschussrampen, mit den Amphibienfahrzeugen und Truppentransportern. Sie wusste, dass sie nur einen Randbestand der Sammlung darstellten, meist waren sie Beifang gewesen, wenn Martin bei Versteigerungen große Lose erstanden oder ungeöffnete Kisten von Haushaltsauflösungen gekauft hatte. Deswegen zerbeulte sie nur hier und da ein Exemplar und hielt sich sonst nicht weiter mit ihnen auf. Aber auch bei ihnen verfuhr sie wie bei den anderen Formaten: Nach der Zerstörung stellte sie sie sorgsam wieder an ihren Platz im Glasregal.

Irgendwann stand Danuta im Türrahmen, die qualmende Zigarette im Mundwinkel. Sie war Marlene gefolgt, nicht um Martins Sammlung zu retten, sondern Marlene vor sich selbst, jedenfalls hat sie das behauptet, als alles vorbei war und wieder mal keiner schuld sein wollte.

«Vergiss die Glasvitrinen nicht», sagte sie.

Marlene, wie aus einer tiefen Trance erwacht, schüttelte den Kopf und vertiefte sich wieder in ihre Arbeit.

«Die Glasvitrinen lass ich ganz. Die sind doch noch gut.»

Danuta ließ die Asche auf ihrer Kippe mit einem lässigen Zucken in den Flur fallen. Sie ging zwei Schritte auf Marlene zu und sagte: «Sie gehören doch auch ihm. Warum machst du sie nicht kaputt?»

Marlene schien einen Augenblick lang zu überlegen, dann schüttelte sie wieder den Kopf.

«Nee, die kann ja einer von euch noch gebrauchen.»

Da verstand Danuta, was hier gespielt wurde, dass dies nicht nur der gerechte Furor einer Betrogenen war, sondern der Anfang einer Austreibung, und als sie sah, wie planvoll und gefasst Marlene vorging, war ihr erster Impuls, sofort hinunterzulaufen, um uns anderen davon zu erzählen, möglichst bevor Martin nach Hause kam. Aber sie tat es nicht. Sie blieb bei Marlene. In der unteren Küche sammelten sich unterdessen die Neugierigen, Spontan-Plenum, das Hinterhaus beruft die ande-

ren zum Ratschlag ein, Gerüchte machten die Runde, im Frauenhaus würden schon Plakate gemalt, um ein Zeichen zu setzen gegen Sexismus im Haus, erst mal nur die Frauen, raunten die einen, nein, gerade für die Männer ist das Gesamtplenum heute Pflicht, sagten die anderen, ist doch einer von ihnen gewesen, hoffentlich hat ihn keiner gewarnt, plumpe Männerkumpanei wäre das, und ohnehin gibt es da einiges zu besprechen, selbst wenn sich der Sexist nicht mehr ins Haus traut. Immer mehr Hausbesetzer schlurften durchs Treppenhaus und ließen sich in die schweren Plüschsessel fallen, guckten nach Essbarem im Kühlschrank, öffneten mitgebrachte Bierflaschen, drehten sich Zigaretten; seit klar war, dass die Bullen alles mitbekamen, was im Haus passierte, dass sie nicht nur die einzige Telefonleitung ins Haus abhörten, sondern vielleicht sogar den toten Anschluss, der sich eines Tages im Gemeinschaftsraum hinter einer Fußleiste fand, aktiviert hatten, um die Gespräche dort mitschneiden zu können, seit also klar war, dass die Bullen einen Spitzel im Haus haben mussten, durfte beim Plenum nicht mehr gekifft werden. «Sollen sie uns wegen ein paar antifaschistischen Aktionen drankriegen», sagte Nele immer, «aber wegen einem Joint? Das wäre zu blöd. Die nehmen ja, was sie nur finden können.»

Danuta, in Martins Zimmer, redete ruhig, aber mit fester Stimme weiter auf Marlene ein. «Du willst mir doch jetzt nicht erzählen, dass du nichts gemerkt hast», sagte sie.

Marlene hörte nicht mal mit dem Klopfen auf. «Klar habe ich's gemerkt.»

Einen ganz besonderen Wert in jeder Sammlung von Wiking-Autos haben die Miniaturen, 1:160. In der Regel sind das Kopien von Design-Klassikern aus den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Martin hatte die wichtigsten im Regal stehen: den Opel Admiral als schwarzes Taxi, einen postgelben Golf I, zwei alte Ford-Modelle in Türkis und Himmelblau, die jeweils einen Wohnwagen zogen. Wer genau hinsah, konnte erkennen, dass die Gespanne niederländische Nummernschilder hatten. Die 160er Miniaturen waren nicht etwa wertvoll, weil sie selten gewesen wären oder besonders alt, ganz im Gegenteil, es gab sie erst seit ein paar Jahrzehnten. Sie waren begehrt, weil sie bis ins kleinste Detail originalgetreu zusammengeklebt und bepinselt waren.

In der Regel arbeiteten die Sammler die Bausätze individuell nach, und auch die Inneneinrichtungen der Mini-Autos waren komplett und nach der Wirklichkeit geformt, auch zum Beispiel im Kofferraum oder im Inneren der Wohnwagen. Ein ganzes Universum im Stecknadelkopfformat, das nie wieder jemand sehen würde, ähnlich wie die Kabinen der Titanic, die nachweislich nicht voll Wasser laufen konnten und in denen die Sekunde des Untergangs festgefroren ist, im Dunklen, in der Kälte, nie wieder wird sie je ein menschliches Auge zu Gesicht bekommen, und doch wissen alle, dass sie da sind.

«Ich hab's gerochen. Und gesehen. Und er war so fröhlich, plötzlich.»

«Seit wann weißt du es?»

«Is doch egal. Paar Wochen.»

«Und er? Hat er gewusst, dass du es weißt?»

«Ich glaube ja.»

«Warum hast du nichts gesagt? Bevor es alle mitkriegen?»

«Das verstehst du nicht. Du hättest seine Augen sehen sollen.»

Für die Miniaturen hatte Marlene sich ein besonderes Verfahren überlegt. Sie zu zermalmen wie den Rest der Sammlung, das wäre nicht eindrucksvoll genug gewesen. Für den Kern der Kollektion hatte sie sich eine Methode ausgesucht, die von Profikillern angewandt wird, die darauf angewiesen sind, dass ihre Opfer nach erledigter Arbeit noch zu erkennen sind, und die ihnen deshalb nicht direkt ins Gesicht schießen. Marlene nahm das Benzinfeuerzeug, das sich in Martins Werkzeugtasche fand und dazu da war, Lacke vor dem Auftragen anzuwärmen. Mit der Flamme schmolz sie von außen die Plastikoberflächen der Mini-Autos, aber so sparsam, dass jeder, der sich auskannte, sah, welches Modell hier zerstört worden war und welch unermesslich großen Verlust der Besitzer erlitten hatte.

Marlene hat nie wieder über diesen Tag und das gesprochen, wohl aber Danuta, wenn auch nicht mit mir, sondern nur mit Nele, die allerdings sprach dann mit Wenzel, und der, unter dem Siegel höchster Verschwiegenheit, mit mir.

Erst als Danuta Marlene beim Sprechen sanft die Handfläche in den Nacken legte, legte die das Feuerzeug zur Seite.

«Weiß er das mit uns?»

«Ich hab's ihm gesagt.»

«Und?»

«Er fand's okay. Es war ihm egal.»

«Warum dann jetzt das ganze Theater? Nur weil Kerstin es mitgekriegt hat?»

«Alle wissen es. Nicht nur Kerstin.»

«Sie werden ihn komplett fertigmachen.»

«Meinetwegen.»

Danuta schlang ihren Arm um Marlenes Hals und vergrub das Gesicht in ihren schweißnassen Haaren. Sie sog ihren Geruch ein.

«Wütend riechst du nicht. Sie werden ihn rausschmeißen. Heute noch.»

«Na und.»

«Vielleicht tut er sich was an.»

«Glaub ich nicht.»

«Dann sag ich es ihnen.»

Marlene wand sich aus Danutas Griff. «Tu das nicht. Bitte.»

Als Danuta schweigend in die Küche kam, hatten sich dort schon 25 Leute versammelt. Und es wurden immer mehr. Das Plenum hatte begonnen.

[...]